

# Mediennutzer in der späten DDR

*Eine Typologie auf der Basis biografischer Interviews*

Michael Meyen

*Die Medienerfahrungen in der DDR gelten nach wie vor als eine der zentralen Ursachen für die Ost-West-Unterschiede in Sachen Mediennutzung. Dass der Blick in die Vergangenheit bisher dennoch nicht über begründete Spekulationen hinausgekommen ist, hat auch mit der Qualität der zur Verfügung stehenden Quellen zu tun. Die in diesem Beitrag vorgestellte Typologie der Mediennutzer in der DDR stützt sich auf rund 100 biografische Interviews. Die Untersuchungspersonen sind nach dem Verfahren der theoretischen Sättigung ausgewählt und in Leitfadengesprächen zu ihrem Lebensweg und ihrem Alltag in der DDR befragt worden. Kriterien für die Typenbildung waren die generelle Erwartungshaltung gegenüber Medien sowie die Einstellung zur SED-Medienpolitik und der Grad der Westorientierung. Die Typologie zeigt, dass die Ostdeutschen nicht „die“ Medienerfahrung in die Einheit mitgenommen haben, sondern ganz unterschiedliche Erfahrungen, die wiederum von einer ganzen Reihe von Faktoren abhingen: von der Position in der Berufshierarchie und den Anforderungen des Alltags, vom Meinungsklima im privaten Umfeld, von der Bindung an den anderen Teil Deutschlands, von den persönlichen (auch intellektuellen) Voraussetzungen und von den Aufstiegs- und Karrieremöglichkeiten, die die DDR dem Einzelnen bot.*

**Keywords:** DDR, Mediennutzung, Medienerfahrungen, Mediensozialisation, biografische Interviews, Typologie

Deutschland – einig Medienland? Über ein Dutzend Jahre nach der Vereinigung kann davon noch keine Rede sein. Die Ostdeutschen sehen pro Tag knapp 30 Minuten länger fern als die Westdeutschen, fühlen sich deutlich stärker zu den kommerziellen Sendern hingezogen und im öffentlich-rechtlichen Bereich eher zu den Dritten Programmen als zum Ersten und zum ZDF, sie hören länger Radio und sie lesen andere Zeitungen und Zeitschriften (Frey-Vor, Gerhard & Mende, 2002). Neben sozialen Faktoren, den materiellen Lebensbedingungen und den Folgen des Transformationsprozesses nach der Wende (Darschin & Zubayr, 2000; IP Deutschland, 2000), neben der unterschiedlichen Darstellung Ostdeutschlands im Fernsehen (Früh et al., 1999; Früh & Stiehler, 2002; Spielhagen, 1995; Stolte & Rosenbauer, 1995) und dem Gefühl der Ostdeutschen, in den nationalen Medien nicht ausreichend repräsentiert zu sein, gelten die Medienerfahrungen in der DDR als eine der wichtigsten Ursachen für die Ost-West-Unterschiede in Sachen Mediennutzung (IP Deutschland, 2000; Frey-Vor, Gerhard & Mohr, 2002).

Über begründete Spekulationen ist der Blick in die Vergangenheit bisher allerdings nicht hinausgekommen. Egon Bahr sagte 1992 in einer Diskussionsrunde, die Geschichte der Medien in der DDR sei im Grunde ganz einfach. Natürlich habe man reglementieren können, „aber es wurde nicht gehört und nicht gelesen und nicht geguckt.“ Lothar Bisky zweifelte trotzdem. Es seien keineswegs alle auf den RIAS fixiert gewesen. Auch die DDR-Sender habe man eingeschaltet. Bisky sprach von einer „Polarisierung“ zwischen zwei Nutzergruppen und meinte, es sei „ganz normal“ gewesen, beide Seiten zu hören und dann zu versuchen, sich ein Bild zu machen (Riedel, 1994: 119f.). Wie sah dieses Bild aus? Eher westlich geprägt, eher östlich? Was haben die DDR-Bürger den einheimischen Medien geglaubt? Was haben sie mit den Tageszeitungen gemacht?

Gleich weggeworfen, wie Egon Bahr andeutet? Wie sind dann die hohen Auflagen der SED-Organen zu erklären und wie das morgendliche Gedränge in den Kaufhallen, wenn „Wochenpost“-Tag war? Stand dort nur die eine „Gruppe“ – die, von der Lothar Bisky sagt, sie habe auch DDR-Sender gehört? Und wenn Bisky Recht hat: Wer gehörte zu dieser Gruppe und wer zu der anderen? Wie wurde man zum RIAS-Hörer und wie zum Käufer des „Neuen Deutschlands“ (ND)?

## 1. Mediennutzung in der DDR: Forschungsstand

Antworten sind selten. Wenn Historiker, Soziologen oder Politikwissenschaftler auf die DDR zurückblicken, spielen die Medien in der Regel nur eine Nebenrolle. Die Kommunikationswissenschaft wiederum scheint sich für die Mediennutzung in der DDR nicht sonderlich zu interessieren. Die Arbeiten von Meyen (2001) zu den 50er und 60er Jahren stützen sich vor allem auf die ersten sozialwissenschaftlichen Befragungsversuche in der DDR sowie auf Flüchtlingsbefragungen in der Bundesrepublik. Auf dieser Basis konnte zwar eine ganze Reihe von Motiven für die Zuwendung zu bestimmten Medienangeboten und ein allgemeines Urteil über die Glaubwürdigkeit dieser Angebote herausgearbeitet werden, eine Differenzierung zwischen einzelnen Bevölkerungsgruppen aber hat das Material nicht erlaubt. Dies leistet auch die Aufbereitung der Resultate der Zuschauerforschung durch den gleichen Autor nicht (Meyen, 2002). Die 1990 veröffentlichten Daten aus dem Zentralinstitut für Jugendforschung in Leipzig geben nur über einen kleinen Teil der DDR-Bürger Auskunft (Wiedemann & Stiehler, 1990; Stiehler, 1990). Ähnliches gilt für die Arbeit von Stiehler (2001) zum „Tal der Ahnungslosen“.

Vielleicht ist es deshalb nicht verwunderlich, dass eine Studie aus der alten Bundesrepublik nach wie vor als Standarduntersuchung zählt. Hesse hatte 1985 rund 200 DDR-Flüchtlinge interviewt und dabei festgestellt, dass dem positiven Image der elektronischen Westmedien ein negatives Image der DDR-Medien gegenüberstehe, und zwar sowohl im Informations- als auch im Unterhaltungsbereich. „Tagesschau“ und „heute“ seien für die Ostdeutschen das „Fenster zur Welt“ gewesen und hätten die Menschen nicht nur über das Geschehen rund um den Erdball informiert, sondern auch über das, was in der DDR passiert und was von den eigenen Medien verschwiegen worden sei. Außerdem hätten die bundesdeutschen Programme dazu herausgefordert, den Lebensstandard zu vergleichen. Das westliche Warenangebot habe den DDR-Zuschauern die Versorgungsengpässe und die schlechte Qualität der eigenen Produkte ständig vor Augen geführt und damit langfristig zum Zusammenbruch des Regimes beigetragen (Hesse 1988, 1990).

Obwohl niemand behaupten wird, dass man aus der Befragung von 200 Flüchtlingen auf die gesamte Bevölkerung schließen kann, hat die eher stiefmütterliche Behandlung des Themas Mediennutzung in der DDR sicher mit der Plausibilität der Thesen von der Popularität der Westmedien und der Unglaubwürdigkeit der Ostmedien zu tun. Wozu also nach Quellen schürfen, zumal die Suche beschwerlich ist? Das Institut für Meinungsforschung beim SED-Politbüro hat zwar hin und wieder Urteile über die DDR-Medien ermittelt, die Berichte allerdings sind fast alle in den Reißwolf gegangen, als die Parteispitze Anfang 1979 die Auflösung des Instituts beschloss, weil ihr die Resultate nicht mehr zusagten (Niemann, 1995). Dieses Schicksal blieb der Hörer- und Zuschauerforschung erspart, die Ergebnisse aber sind vor 1989 nicht veröffentlicht worden und heute von zweifelhaftem Wert (Braumann, 1994; Mühlberg, 1994). Erstens hatten die DDR-Bürger Grund genug, der Anonymität von Befragungen nicht zu trauen. Zwei-

tens sind die Westmedien so gut wie gar nicht behandelt worden. Während beim Fernsehen nur die Reichweite der Ostprogramme erhoben wurde, hatten die Radiosozioologen bei Stichtag-Untersuchungen auch die Kategorien „andere Sender“ und „Radio gehört/keine Senderangabe“ im Fragebogen stehen. Auf die Zahl der „geistigen Grenzgänger“ konnte jedoch hier wie dort nur indirekt geschlossen werden. Und drittens sagen die Resultate wenig über die Struktur des Publikums (es gibt ein paar sozio-demographische Angaben), kaum etwas über Nutzungsmotive und Bewertungen und gar nichts über andere Medienangebote und Informationsquellen, die den Zuschauern und Hörern zur Verfügung standen.

## 2. Methode

Um trotz dieser Quellenlage ein differenziertes Bild der Mediennutzung in der DDR zeichnen zu können, sind zwischen 2000 und 2002 etwas mehr als 100 biografische Interviews mit Ostdeutschen geführt worden. Gerade bei der Frage, welche Bedeutung Medienangebote im Leben der Menschen gehabt haben, sind qualitative Methoden standardisierten Befragungen überlegen. Biografische Interviews können allerdings bestenfalls typische Varianten ohne Anspruch auf Vollständigkeit beschreiben und niemals Aufschluss geben über die Verteilung von bestimmten Handlungsmustern in der Gesamtbevölkerung. Zum einen lebt ein Teil der Menschen nicht mehr oder ist inzwischen zu alt, um sich erinnern zu können. Zum anderen setzen solche Gespräche die Bereitschaft und die Fähigkeit voraus, einem Fremden etwas aus seinem Leben zu erzählen. Beide Eigenschaften sind in den einzelnen Bevölkerungsschichten nicht gleichermaßen anzutreffen (Fuchs, 1984; Hirzinger, 1991).

### 2.1 Auswahl der Befragten

Um dennoch nicht auf Verallgemeinerungen verzichten zu müssen, sind die Untersuchungspersonen nach dem Verfahren der „theoretischen Sättigung“ ausgewählt worden. Dieses Verfahren ist im Rahmen der Grounded Theory entstanden, deren Ziel ist, Theorien in Auseinandersetzung mit einem konkreten Gegenstand zu entwickeln (Glaser & Strauss, 1967). Das Verfahren der theoretischen Sättigung (oder: Theoretical Sampling) geht davon aus, dass es bei einem Handlungsbereich wie Mediennutzung nicht unendlich viele Spielarten gibt (Fuchs, 1984, 228–230). Um den Bereich beschreiben zu können, müssen die Befragten für möglichst unterschiedliche Varianten stehen, wobei die Annahmen, die die Auswahl bestimmen, so lange ergänzt und angepasst werden, bis die „neuen Fälle“ keine zusätzlichen Informationen mehr liefern – etwas, was tatsächlich nur theoretisch möglich ist, weil jeder Lebenslauf auch dann noch voller überraschender Details ist, wenn man schon 80 oder 90 Interviews geführt hat.

Ausgangspunkte für die Auswahl der Befragten waren zum einen die Ergebnisse der Uses-and-Gratifications-Forschung und das Wissen über die Mediennutzung in industrialisierten Gesellschaften sowie zum anderen die Annahme, dass die Nutzung und die Beurteilung der Medienangebote aus Ost und West mit der generellen Einstellung zum Gesellschaftssystem zusammenhängt. Menschen nutzen Medien nach den Erfordernissen, die sich aus ihrer sozialen und psychologischen Situation ergeben. Deshalb war zu vermuten, dass sich die Erwartungen an die Medien und der Umgang mit den Angeboten in der DDR nach ähnlichen Mustern differenziert haben wie in Westeuropa: Frauen nutzen Medien anders als Männer, Städter anders als Dorfbewohner und alte Menschen anders als junge, und wer in einer gehobenen Position arbeitet oder selbst-

ständig ist, für den haben Informationen, auch aus den Medien, eine andere Bedeutung als für die Sekretärin oder die mithelfende Ehefrau. Der Unterschied zu Westeuropa ist der Westempfang. Etwa ein Sechstel der Bevölkerung hatte keinen Zugang zum Westfernsehen. Um dieses Sechstel abbilden zu können, sind 23 Personen aus dem Raum Dresden befragt worden.

Nicht ganz so einfach war die Bedingung „Systemnähe“ zu erfüllen. Nicht jeder trägt seine Einstellung zur DDR auf der Zunge. Das nötige Vertrauensverhältnis braucht Zeit, die Auswahl war dann aber nicht mehr zu korrigieren. Deshalb wurde ein Umweg über die Kriterien Beruf, Position und Lebenslauf gegangen. Für „Systemnähe“ sprachen Parteikarrieren, hauptamtliche Wahlfunktionen und Leitungsposten. „Systemferne“ war dagegen im Kirchenmilieu zu erwarten, in Künstler- und Arztfamilien, bei Handwerkern und Ladenbetreibern und natürlich bei denen, die das Land vor 1989 verlassen hatten. Um nur ein Beispiel zu geben für die Anpassung der Ausgangsannahmen nach dem Prinzip der theoretischen Sättigung: Ein Pfarrer, der eigentlich als Person interviewt worden war, die dem System fern stand und die SED-Medien wahrscheinlich gemieden hat, hatte sich als regelmäßiger Seher der „Aktuellen Kamera“ und des „Schwarzen Kanals“ beschrieben und erzählt, dass er in seinem Dorf der Einzige gewesen sei, der das ND wirklich gelesen hat. Es ist dann ein zweiter Pfarrer befragt worden und ein Lektor aus einem Kirchenverlag, und auch diese beiden waren intensive ND-Leser, Menschen, die aus erster Hand wissen wollten, was die Macht zu sagen hat.

Eine solche bewusste Auswahl ist, dies sei wiederholt, niemals repräsentativ. In der Stichprobe<sup>1</sup> sind beispielsweise nur drei Berliner vertreten und überhaupt kein Potsdamer. Nur vier der Befragten sind 1930 oder früher geboren, und es ist kein Zufall, dass die Gespräche mit den beiden Ältesten (Jahrgänge 1918 und 1924) nicht zu den längsten gehören. Einige weitere Interviews mit Menschen, die heute deutlich über 70 Jahre alt sind, mussten abgebrochen oder konnten nicht verwendet werden, weil die Befragten nicht imstande waren, sich auf das Thema zu konzentrieren, oder über Gedächtnisprobleme klagten. Dass Studenten nicht zu allen Gesellschaftsschichten gleichermaßen Zugang haben, erklärt das leichte Übergewicht von Abiturienten und Hochschulabsolventen (insgesamt 45).

## 2.2 Von den Schwierigkeiten bei medienbiografischen Interviews

In der Literatur zu biografischen Gesprächen wird auch auf die Verständigungsprobleme hingewiesen, die Begegnungen von Mittel- und Oberschichtangehörigen – und dazu gehören Studenten in der Regel – mit so genannten einfachen Leuten mit sich bringen (vgl. exemplarisch Hirzinger, 1991). Dazu kommen oft ein erheblicher Altersunter-

<sup>1</sup> In die Auswertung sind die Aussagen von 101 Personen eingeflossen. *Geschlecht*: 57 Frauen, 44 Männer. *Bildung*: 45 Personen mit Abitur oder Hochschulabschluss, 56 mit einem niedrigeren Abschluss (10. Klasse, Volksschule). *Geburtsjahrgang*. 1930 und früher: 4, 1931 bis 1940: 17, 1941 bis 1950: 28, 1951 bis 1960: 31, 1961 bis 1970: 16, 1971 und später: 5. *Weitere Merkmale*: 33 Personen ohne Westverwandte oder Freunde in der Bundesrepublik (Kriterium: mindestens regelmäßiger Briefwechsel oder Telefonkontakt); 28 SED-Mitglieder; 23 Personen ohne Westfernsehempfang; 21 Personen, die in der DDR in Orten mit weniger als 10.000 Einwohnern gelebt haben; 19 Personen mit religiösem Bekenntnis (Kriterium: wenigstens hin und wieder Besuch von kirchlichen Veranstaltungen und Einrichtungen vor 1989); 7 Personen, die vor dem 9. November 1989 in die Bundesrepublik geflohen sind.

schied und manchmal der Wunsch, das Geschichtsbild zu beeinflussen – der Jugend zu sagen, wie es wirklich gewesen ist. Um die Befragten zu motivieren, sind sie vor dem Interview als „Experten“ angesprochen worden, als Menschen, die in der DDR gelebt haben und folglich am besten über den Alltag in diesem Land und damit auch über die Medien Bescheid wissen.

Welches Bild man von sich zeichnet, hängt auch vom Gesprächspartner und von der Interviewsituation ab. Bei fünf Interviews war der Lebenspartner des Befragten die ganze Zeit anwesend. Die Interviewer wurden zwar angewiesen, dies möglichst zu verhindern, in einigen Fällen hätte eine „Ausweisung“ aber die Atmosphäre gestört. Ein Doppel-Interview hat Vor- und Nachteile. Einerseits hilft der Partner bei der Erinnerung und ist zugleich eine gewisse Kontrollinstanz, andererseits weiß man auch 50 Jahre nach der Hochzeit längst nicht alles vom anderen. Dies führt möglicherweise dazu, dass die Befragten vor allem versuchen, dem Bild zu entsprechen, was sie bei ihrem Partner vermuten.

Erinnerung ist immer Rekonstruktion. Die Ostdeutschen waren nach 1989 gezwungen, an ihren Biografien zu arbeiten und ihr früheres Leben zu legitimieren – nicht nur vor dem Spiegel, sondern oft auch am Arbeitsplatz. Die Bewertung der DDR hängt stark von der jeweiligen Lebenssituation und auch von der „Großwetterlage“ ab. Die Interviews haben gezeigt, dass die Situation heute, ein gutes Dutzend Jahre nach der Wiedervereinigung, vergleichsweise günstig ist. Die Menschen, die bereit waren, sich befragen zu lassen, hatten keine Schwierigkeiten, über SED-Mitgliedschaft, herausgehobene Funktionen oder frühere Überzeugungen zu sprechen. Entweder man hat die Evaluierungen der vergangenen Jahre überstanden oder sich in den neuen Verhältnissen eingerichtet.

Nicht nur die Interessen der Gegenwart beeinflussen Gespräche über die Vergangenheit. Die Schriftstellerin Monika Maron (2002) hat von „unserem unwiderstehlichen Drang“ gesprochen, dem „aus unzähligen Quellen zusammengefloßenen Verlauf unserer Lebenszeit einen Sinn zu geben, indem wir ihm eine Kausalität erfinden und damit uns selbst eine erzählbare Biografie“. Maron begründete dies damit, dass wir ahnen oder sogar wissen, wie klein unser „Spielraum zwischen Schicksal und Zufall“ ist, und wir deshalb verzweifelt um das „Recht auf Verantwortung für unser Tun und Lassen“ kämpfen würden, um „unsere selbst gestaltete Biografie“. Eine mindestens genauso große Fehlerquelle ist das Gedächtnis. Biografische Interviews setzen voraus, dass die Befragten sich erinnern können. Normalerweise vergessen Menschen aber, was sie wann und wie lange gemacht haben, erst recht wenn es sich um Routineabläufe handelt und um Dinge, die einfach da sind und um die man sich nicht groß Gedanken macht, wie zum Beispiel Fernsehen, Radio, Tageszeitung. Die Erkundung von Motiven und Bewertungen gehört ohnehin zu den schwierigsten Forschungsfeldern überhaupt. Beide haben stets ein bestimmtes Image, sind oft unbewusst und liegen außerdem nah am Intimbereich. Beweggründe und Urteile können etwas sehr Persönliches sein, etwas, über das man mit einem Fremden nicht gern spricht. Der Medienbereich ist mit besonders starken Prestigewerten belegt. Verzerrungen sind besonders dann wahrscheinlich, wenn sich die Gesprächspartner kennen, sich wiedersehen werden oder wenn die Gefahr besteht, dass der Inhalt an gemeinsame Bekannte weitergegeben wird.

### 2.3 Leitfaden, Interview und Interviewer

Bedingung war, dass sich die Gesprächspartner vorher nicht kannten. Der Kontakt wurde über Dritte hergestellt, über Mitstudenten, Sportfreunde, Kollegen der Eltern. Um

die Auswahlanforderungen erfüllen zu können, die der Grounded Theory und dem Verfahren der theoretischen Sättigung folgend immer konkreter wurden,<sup>2</sup> sind Studentengruppen gebildet worden, die sich untereinander geholfen haben (ich kenne jemanden, der einen Friedhofsgärtner kennt, den du interviewen könntest). So war zugleich sicher gestellt, dass die Befragten tatsächlich bereit sind. Da sich Menschen an Veränderungen im Zeitablauf nur schwer erinnern, sind die Gespräche auf die zweite Hälfte der 80er Jahre begrenzt worden. Die Interviewer haben zunächst nach dem Lebenslauf gefragt und dann versucht, einen ganz normalen Tag zu rekonstruieren, irgendwann in der Endphase der DDR, zwischen Tschernobyl und dem Verbot der sowjetischen Monatszeitschrift „Sputnik“ (November 1988). Wie sah die Wohnung aus, wann gab es Frühstück und wann mussten die Kinder aus dem Haus, wann lag die Zeitung im Kasten und wann begann der Fernseh-Abend? Diese Fragen haben geholfen, das Gedächtnis aufzufrischen (Mediennutzung und Alltag sind eng miteinander verwoben), und zugleich Gesprächshemmungen abgebaut. Aus den gleichen Gründen wurden den Befragten zwei Listen vorgelegt: eine mit den Rubriken, die normalerweise in einer Tageszeitung vorkommen (Politik, Lokales, Sport usw.), und eine zweite mit TV-Sendungen aus Ost und West. Diese zweite Liste sollte das Spektrum möglichst vollständig abdecken (Informationssendungen, Ratgeber, Shows, Serien). Berücksichtigt wurden in erster Linie solche Sendungen, für die entweder die DDR-Zuschauerforschung große Einschaltzahlen ermittelt hat („Polizeiruf 110“, „Ein Kessel Buntes“), die in der Öffentlichkeit kontrovers diskutiert wurden oder denen in der Literatur eine besondere Bedeutung zugesprochen wird und von denen man deshalb annehmen konnte, dass sie zum Reden anregen („Kennzeichen D“, „Der schwarze Kanal“).

Die Fragen nach Lebenslauf und Alltag sowie die beiden genannten Listen waren Teil eines Leitfadens, mit dem die Interviews strukturiert worden sind. Der Leitfaden hat nur vorgegeben, welche Themen überhaupt berührt werden sollten, und den Befragten somit erlaubt, ihre eigene Sicht der Dinge darzulegen, Episoden anzubringen, Schwerpunkte zu setzen. Im Gegensatz zu vollkommen offenen Gesprächsformen sichert ein Leitfaden ein Minimum an Vergleichbarkeit. Jeder ist gefragt worden, welche Nachrichtensendungen er gesehen hat, und wenn sich jemand nicht erinnern konnte oder wollte, war das auch ein Ergebnis. Zum Leitfaden gehörten folgende Themenkomplexe:

1. Lebenssituation in der DDR: Alltagsstrukturen Mitte der 80er Jahre, Einstellung zur DDR, Westverwandte;
2. Medienausstattung, Zugang zu Medienangeboten: Geräte, Programme, Abonnements, Kiosk, Kino, Bücher;
3. Muster der Mediennutzung und Motive: „normaler Medientag“, Liste mit ausgewählten TV-Sendungen (Ost und West), Liste mit Tageszeitungs-Rubriken;
4. Medienbewertung: Glaubwürdigkeit, Image, Aktualität der Angebote;
5. Lebenssituation heute: materielle Lage, Mediennutzung, DDR-Bild.

Der letzte Punkt wurde aufgenommen, um den Einfluss der Erfahrungen nach 1989 abschätzen zu können, und Westverwandte (oder Bekannte) waren ein Thema, weil solche

---

2 Gab es zunächst nur allgemeine soziodemographische Kriterien (Geschlecht, Alter, Westempfang), wurden dann aus dem Material Hypothesen darüber entwickelt, in welchen Bereichen andere Verhaltensmuster zu finden sein könnten. So wurde am Ende nach freischaffenden Künstlern gesucht, nach Menschen, die aus politischen Gründen ausgereist sind, nach Parteischullehrern oder nach einem Redakteur bei einer SED-Bezirkszeitung.



Kontakte das Interesse an der Bundesrepublik gesteigert haben dürften und außerdem eine Informationsquelle darstellten, die oft glaubwürdiger war als alle Medienangebote. Entwickelt und eingesetzt worden ist der Leitfaden in insgesamt fünf Seminaren an den Universitäten Leipzig, Halle-Wittenberg, Dresden und München, vom Wintersemester 1999/2000 bis zum Sommersemester 2002. In den ersten beiden Veranstaltungen wurden mehrere Varianten getestet, wobei sich unter anderem gezeigt hat, dass zu viele Erinnerungshilfen (etwa Zeitungsexemplare oder Videomitschnitte) das Gespräch ebenso überfrachten und vom Ziel ablenken wie der Versuch, eine komplette „Medienbiografie“ (von den Kindertagen an) zu schreiben. Die Seminarteilnehmer waren potenzielle Interviewer und konnten auf diese Weise langfristig (jeweils ein Semester) geschult werden. Leitfadengespräche stellen hohe Anforderungen an die Interviewer (Schnell, Hill & Esser, 1999: 355; König & Zedler, 1995: 199f.). Sie müssen allgemein formulierte Forschungsfragen spontan auf die Situation und den Partner anwenden. Studenten, die im Osten aufgewachsen sind, waren dazu weit besser in der Lage. Sie haben Vorwissen über die DDR und zum Teil auch über die Medienangebote mitgebracht und konnten im Interview mit eigenen Erinnerungen oder mit Erinnerungen aus dem Familienkreis arbeiten. „West“-Studenten hatten es dagegen schwerer, eine Gesprächsbasis zu finden und die Befragten davon abzuhalten, dem „Fremden“ ständig die DDR zu „erklären“. Ein halbes Jahr Schulung genügt außerdem nicht, um den „gewöhnlichen“ Lebenslauf Ost in allen Facetten zu kennen, folglich Abweichungen bemerken und dort weiterfragen zu können. Alle Gespräche sind mit einem Tonband aufgenommen und anschließend in normales Schriftdeutsch übertragen worden.

## 2.4 Auswertung

Viele biografische Studien werden abgebrochen, wenn das Auswertungsproblem ansteht. Die Methodenliteratur bietet hier wenig Hilfe. Einigkeit besteht offenbar nur darin, dass sich die Strategie an den jeweiligen Zielen zu orientieren habe und folglich jedem Projekt auf den Leib zu schneiden sei (Lamnek, 1988; Mayring, 1995). Manchmal werden einzelne, besonders interessante Fälle veröffentlicht oder zur Illustration eingesetzt, das eigentliche Ziel aber wird nicht erreicht.

Dies gilt auch für die Versuche, Interviewtexte in Zahlen zu übersetzen. Elizabeth Prommer (1999; vgl. auch Hackl, 2001), die Ende der 90er Jahre 96 Leitfadengespräche zum Thema Kino führen ließ, hat am Ende einen Codierbogen genommen und das Material „quantifiziert“. Natürlich kann man auf diese Weise die Komplexität der Gesprächsprotokolle reduzieren, die Auswertung an den PC delegieren und damit eher den Standards entsprechen, die die empirisch-quantitativ arbeitende Richtung in der Kommunikationswissenschaft gesetzt hat. Leitfadeninterviews können aber ohnehin niemals repräsentative Daten produzieren, und außerdem geht mit der Komplexität auch die eigentliche Stärke der Methode verloren. Was bleibt von der ganz persönlichen Sicht der Befragten, von ihrer Lebensgeschichte, wenn alles, was sie über die DDR erzählt haben, in einer Zahl zwischen eins (Ablehnung des Systems) und fünf (Systemtreue) gerinnt?

Um die Möglichkeiten des Materials ausreizen zu können und es zugleich „auswertbar“ zu machen, wurde eine Mischung von geschlossenen und offenen Kategorien entwickelt:

*Geschlossene Kategorien:*

- Soziodemographie: Geschlecht, Jahrgang, Lebensphase in der zweiten Hälfte der 80er Jahre (zum Beispiel Ausbildung, Rentner, berufstätig mit Kleinkindern), Position in der DDR-Hierarchie, Bildung, Wohnort (Stadt/Land);
- Soziale Einbindung, Informationsquellen, Nischen: Religion, Kenntnisse über die „Praxis“ (zum Beispiel über die wirtschaftliche Lage der DDR), Westkontakt, Mitgliedschaften in Parteien und Massenorganisationen;
- Medienzugang: Fernsehen und Hörfunk, Westempfang, Presse, andere Medien/Freizeit.

*Offene Kategorien:*

- Generelle Erwartungshaltung gegenüber den Medien: Information oder Unterhaltung;
- Einstellung zur SED-Medienpolitik, Orientierung an den Westmedien;
- Besonderheiten, besondere Episoden.

Die ersten beiden offenen Kategorien laufen auf ein Kurzporträt des Befragten hinaus, auf eine Interpretation im Lichte der theoretischen Ansätze, die Mediennutzung erklären wollen (Wünsch, 2002; Vorderer, 1996), sowie im Lichte des Wissens über die Mediennutzung in modernen Gesellschaften (Legewie, 1994). Beide Kategorien waren zugleich die zentralen Kriterien für die folgende Typologie der Mediennutzer in der DDR. Ein Typus steht für eine Gruppe von Menschen, die bestimmte Merkmale gemeinsam haben. Da die Vorgaben des Forschers die Ordnung bestimmen, sind Typologien immer Modellkonstruktionen, die Ordnung in eine unüberschaubare Vielfalt bringen und schlaglichtartig Unterschiede zwischen den einzelnen Elementen erhellen sollen. Die geschlossenen Kategorien dienten dazu, diese Unterschiede zu erklären. Welche gemeinsamen Muster lassen sich zum Beispiel bei denen finden, die die einheimischen Medienangebote kategorisch abgelehnt und sich fast ausschließlich im Westen informiert haben? Ist eine solche Einstellung abhängig vom Geburtsjahrgang, von der Bildung, von der sozialen Position? Welche Menschen nutzen die Medien überhaupt informationsorientiert?

Die Trennung von zwei „generellen Erwartungshaltungen gegenüber den Medien“, Unterhaltung und Information, ist erklärungsbedürftig. Beide Gruppen unterscheiden sich nicht in ihrem Unterhaltungsbedürfnis (dies ist bei allen ähnlich groß), wohl aber in Sachen Information. Dieser Begriff ist nicht zu verwechseln mit dem Bedürfnis nach Überblickswissen und meint auch nicht das Einschalten von „Tagesschau“ oder „Aktueller Kamera“. Fast alle Menschen sehen oder hören irgendwann im Tagesverlauf Nachrichten. Im Gegensatz zum „Unterhaltungsorientierten“ nutzt der „Informationsorientierte“ darüber hinaus die politischen Angebote der Medien (und damit ist all das gemeint, was jenseits der Nachrichten liegt: Leitartikel und Kommentare, Auslandsmeldungen und überregionale Zeitungen) auch in so genannten „ruhigen Zeiten“ – und zwar bewusst und nicht zufällig oder aus Verlegenheit.

Wer noch kein Protokoll eines Leitfadengesprächs gesehen hat, mag es verwunderlich finden, daraus gleich ein „Porträt“ des Befragten ableiten zu wollen. Wenn jemand eine Stunde (oft länger) über sein Leben in der DDR gesprochen hat, über seinen Werdegang und seine Familie, über Zeitungen, TV-Programme und Kinoerlebnisse, dann liegt er vor dem Leser wie ein „offenes Buch“. Da auch Bücher von jedem anders gelesen werden können, habe ich die Interviewer gebeten, ihre Gespräche zu interpretieren

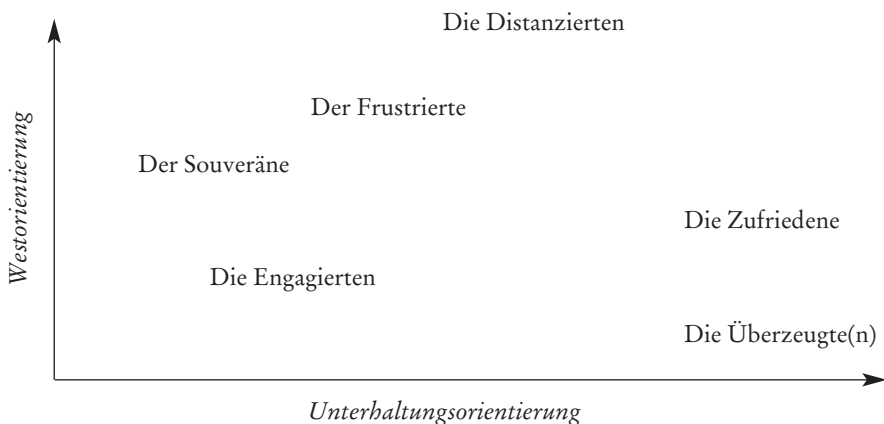


(in der Regel in einer schriftlichen Hausarbeit), diese Deutungen mit meinen eigenen verglichen und außerdem jedes Interview mit Maria Löblich diskutiert, die unabhängig von mir alle Texte nach dem gleichen Schema ausgewertet hat. Im Rückblick lässt sich sagen, dass die Sättigung nach etwa 50 Interviews erreicht war. Die anderen Gespräche haben allerdings geholfen, die einzelnen Typen differenzierter darstellen und mit einer größeren Fallzahl belegen zu können.

### 3. Mediennutzertypen in der DDR

Selbst bei einer Beschränkung auf zwei Merkmale (die generelle Erwartungshaltung gegenüber Medien sowie die Einstellung zur SED-Medienpolitik und, eng damit zusammenhängend, der Grad der Westorientierung) ist es nicht einfach, Menschen zu Typen zusammenzufassen, weil es im „wirklichen Leben“ kein Raster gibt, an dem sich die Meinungen zum „Neuen Deutschland“ oder zur „Tagesschau“ ausrichten. Jeder der rund 100 Befragten ist auf seine Art etwas Besonderes. Wenn man nur die Medienmenüs miteinander vergleicht, dann lassen sich kaum zwei Personen finden, die auch nur annähernd das Gleiche gelesen, gesehen und gehört, abgelehnt oder gehasst haben. Bei allem Wissen darum, dass Typenbildung immer zur Vereinfachung zwingt und dass die Grenzen zwischen Typen stets fließend sind, lassen sich in der späten DDR sechs unterschiedliche Formen des Umgangs mit den Angeboten der Massenmedien unterscheiden (Übersicht). Die Einschränkung „späte DDR“ ist notwendig, da sich die biographischen Interviews auf die zweite Hälfte der 80er Jahre konzentriert haben. Vermutlich hat es die sechs Typen auch in früheren DDR-Jahren gegeben, aber Zusammensetzung und Stärke dürften allein deshalb anders gewesen sein, weil sich der Zugang und die offizielle Haltung zum Westfernsehen verändert haben sowie die Beziehungen zwischen den Generationen (schon rein zahlenmäßig).

#### *Mediennutzer-Typen in der DDR*



#### *Typ 1: Die Zufriedene*

Die Zufriedene scheint die DDR dominiert zu haben. Jeder dritte Befragte wurde diesem Typ zugeordnet – vor allem Frauen mit einem normalen Schulabschluss und ohne Parteibuch, geboren zwischen 1930 und 1960, Frauen, die in der Produktion gearbeitet

haben, in Großküchen, Geschäften und anderen Dienstleistungsbereichen oder in kleinen Büroberufen, etwa als Schreibkraft, Sekretärin oder Buchhalterin. Diese Frauen mussten früh aufstehen und zeitig ins Bett, sie hatten Kinder und einen Haushalt zu versorgen und deshalb wenig Freizeit und wenig Zeit für die Medien. Natürlich haben sie abends den Fernsehapparat eingeschaltet. Dabei ging es aber um Entspannung, um etwas zum Plaudern, um die Möglichkeit, in eine andere Welt abzutauchen, um Serien, Filme und Shows und nicht um Politik und Weltprobleme. Nachrichtensendungen aus Ost und West ließen sich zwar oft nicht vermeiden, waren auch gut, um ein bisschen auf dem Laufenden zu sein, wirklich wichtig aber waren „Tagesschau“, „heute“ oder „Aktuelle Kamera“ für die Zufriedene nicht. Den Politikteil in der Zeitung hat sie höchstens überflogen, sich dafür schon eher für Zeitschriften interessiert, erst recht für bunte Blätter und Kataloge aus dem Westen.

Über Medienpolitik hat die Zufriedene nicht weiter nachgedacht, vielleicht weil die Meldungen und Berichte mit den täglichen Notwendigkeiten nur wenig zu tun hatten (und haben), vielleicht weil die Zeit, die Kraft und manchmal auch die Fähigkeiten fehlten, alles verstehen zu können, was auf der großen Bühne läuft. In den Interviews ist dies nicht mit dem „Mut zur Lücke“ begründet worden, sondern mit generellen Zweifeln an der Qualität der Medien. Die Zufriedene sagt heute, dass sie auch den Nachrichten aus der Bundesrepublik nicht geglaubt habe. Auch das Westfernsehen sei gefärbt gewesen – völlig normal, da es ohne Propaganda nicht gehe und man die Wahrheit deshalb habe in der Mitte suchen müssen. Die Dissonanztheorie (Festinger, 1957) hilft auch zu erklären, warum viele „Zufriedene“ die DDR heute als ihr Heimatland bezeichnen, in dem sie gut und gern gelebt haben. Wer will dies im Rückblick nicht von sich sagen können? Die weibliche Form bedeutet nicht, dass ausschließlich Frauen zu diesem Typ gehören. Fast alle „zufriedenen“ Männer sind in den 30er und 40er Jahren geboren worden und haben ihr Geld mit den Händen, am Lenkrad oder als Sachbearbeiter verdient. Sie verteidigen die DDR und damit deren Mediensystem teilweise auch, weil sie die Not der Nachkriegsjahre nicht vergessen und den Sozialismus mit aufgebaut haben und heute die Überzeugung brauchen, dass nicht alles schlecht und umsonst gewesen ist.

### *Typ 2: Die Überzeugte(n)*

Dass die Überzeugte zunächst ebenfalls weiblich war, hat mit der Entwicklung des Projektes zu tun. Die ersten drei „Fälle“, die diesem Typ zugeordnet wurden, waren alleamt Frauen, geboren Anfang der 1950er Jahre, Frauen, die sich selbst als Kinder der DDR gesehen und sich vor 1989 wohl gefühlt haben. Diese drei Frauen wiesen eine ganze Reihe von Gemeinsamkeiten mit dem bereits oben beschriebenen Typ auf: Wie „die Zufriedene“ waren sie durch ihren Alltag voll ausgelastet, haben deshalb wenig Medien genutzt und wenn, dann vor allem zur Unterhaltung. Die Tageszeitung lasen (und lesen) sie höchstens für einen groben Überblick. Anders als die Zufriedene haben sie sich aber eher in den ostdeutschen Funkmedien orientiert und im Zweifelsfall auch im Osten die Wahrheit gesucht. Das Westfernsehen lehnten sie entweder ganz ab oder hinderten wenigstens ihre Kinder daran, auf ARD und ZDF umzuschalten. Die DDR-Medienpolitik haben diese Frauen mindestens als normal hingenommen oder sogar gut gefunden. Die Überzeugte muss nicht Mitglied der SED gewesen sein, wenn diese ersten drei „Fälle“ aber nicht vollkommen täuschten, dann konnte zu diesem Typ nur gehört haben, wer schwache oder gar keine Kontakte zur Kirche, in die Bundesrepublik und zur „Praxis“ in der DDR, zu Produktionsbetrieben etwa, hatte. Solche Menschen waren, auch darauf deuteten die drei Interviews hin, vor allem in Schulen und Kindergärten zu finden, ty-

pischen Frauendomänen, aber auch in Büro- und Verwaltungsberufen, möglicherweise in der Armee und in Medienredaktionen. Nach dem Prinzip der „theoretischen Sättigung“ wurde dann in diesen Bereichen und im Tal der Ahnungslosen weiter gesucht, und es wurde vor allem nach Männern gefahndet. Jetzt, am Ende des Projekts, haben „die Überzeugte(n)“ eine neutrale Geschlechtsbezeichnung bekommen, denn der Frauen- und der Männeranteil halten sich die Waage. Über die Verteilung in der Bevölkerung sagt dies aber nichts, sondern ist wahrscheinlich eher dem Auswahlverfahren geschuldet.

Die Überzeugten sind vor allem in gehobenen sozialen Positionen zu finden. Sie verdienten etwas mehr als der Durchschnitt, waren formal besser gebildet und in Bereichen tätig, die von der Partei- und Staatsführung als „wichtig“ propagiert wurden. Selbst wenn diese offizielle Sichtweise nicht von jedem geteilt wurde, dürfte sie auf die Wahrnehmung von Offizieren und Lehrern, Journalisten und Mitarbeitern in SED-Kreisleitungen nicht ohne Einfluss geblieben sein.

### *Typ 3: Die Engagierten*

Die Engagierten haben in der DDR Karriere gemacht. Hochschulabschluss und überdurchschnittliche Intelligenz sowie das Parteibuch und Systemtreue brachten sie in gehobene Berufspositionen. Schon dadurch hatten sie Einblick in die Wirtschaftslage. Die berufliche Stellung, der alltägliche Kampf gegen die Mängel und Fehler des Systems sowie die intellektuellen Fähigkeiten erklären wahrscheinlich die beiden Unterschiede zu den Überzeugten. Die Engagierten hatten eine kritische Einstellung zur DDR, an die sie dennoch schon wegen ihres sozialen Aufstiegs gebunden waren, und sie hatten ein weit größeres Informations- und Bildungsbedürfnis. Dieser Typ zeichnet sich durch die Nutzung eines breiten Medienspektrums aus sowie durch zahlreiche gesellschaftliche Verpflichtungen in der Freizeit.

Die Engagierten haben mindestens eine Tageszeitung gelesen, um für die Diskussionen am Arbeitsplatz Argumente parat zu haben. Dazu kamen die „Aktuelle Kamera“, in der Regel auch der „Schwarze Kanal“ und Nachrichten aus der Bundesrepublik. Für die Engagierten war klar, dass politische Sendungen auf beiden Seiten gefärbt waren. Trotzdem ärgerten sie sich über die Medien im eigenen Land, über „politische Engstirnigkeit“, über fehlende Informationen und über „Jubeln bis zum Abwinken“<sup>3</sup>, und fühlten sich manchmal eher wie Kindergartenkinder behandelt und nicht wie mitdenkende und mitgestaltende Bürger. Die Engagierten haben etwas mehr Ostfernsehen eingeschaltet, aber vergleichsweise wenig Unterhaltungssendungen gesehen (Ausnahme: anspruchsvolle und ästhetisch wertvolle Filme).

Dieser Typ ist, das wurde bereits angedeutet, vor allem in der Wirtschaft zu finden (Ingenieure, Betriebs- und Abteilungsleiter), aber auch in gehobenen Bildungseinrichtungen (Fach-, Hoch- und Parteischulen), in Kreis- und Bezirksleitungen der SED und deren Pendanten auf staatlicher Ebene sowie in Ministerien (auch bei der Staatssicherheit). Bei den letzten Teilen dieser Aufzählung mag der Leser Fragezeichen setzen. Wenn sich selbst diejenigen, die zum „Apparat“ gehörten, über die Informationspolitik eher aufgeregt als gefreut haben, warum hat sich dann nichts geändert? 100 Interviews genügen nicht, um etwas über die Verteilung von Engagierten, Überzeugten und Zufriedenen in

<sup>3</sup> Kindergärtnerin, Jahrgang 1944, Leipzig. Fachschule. Interview Nr. 6, S. 14f., 20f.

diesen Bereichen sagen zu können. Deshalb kann man nur spekulieren und vermuten, dass die Engagierten hier wahrscheinlich nicht dominiert haben.

#### *Typ 4: Der Frustrierte*

Der Frustrierte hatte in der DDR nicht unter Repressalien zu leiden, lehnte aber die „Phrasendrescherei“ in den Medien ab und fand im Extremfall selbst die Fußballreporter „peinlich“. Ein Postzusteller, Jahrgang 1962, der heute als Gebäudereiniger arbeitet, sagte, alles sei ein einziger Propagandafeldzug gewesen, den man nicht mehr habe hören und sehen wollen.<sup>4</sup> Wie die Engagierten war der Frustrierte in der Regel überdurchschnittlich gebildet und hatte ein starkes Interesse an politischen Informationen oder wenigstens an Spezialgegenständen wie Musik oder Technik, hat die entsprechenden Bedürfnisse aber vor allem in den westlichen Funkmedien befriedigt, manchmal auch ausschließlich dort.

Dem Typ des Frustrierten sind nur Männer zugeordnet worden, vor allem aus der technischen Intelligenz, aber auch aus durchschnittlich bezahlten Angestelltenberufen, Männer, die nicht in der SED waren, die keine Aufstiegserfahrung gemacht haben oder in ihrem Aufstieg gebremst worden sind und deshalb keine Bindungen an die DDR entwickeln konnten, sondern eher Abwehrreaktionen. Der Frust konnte aus ganz unterschiedlichen Quellen wachsen. Zum Teil wurde der Samen schon in der Kindheit gelegt, in einem kirchlichen oder in einem antikommunistischen Umfeld. Einige der Älteren durften kein Abitur machen oder bekamen nicht den Studienplatz ihrer Wahl. Andere Männer, Angestellte, Ingenieure vor allem, fühlten sich benachteiligt, weil sie nicht mehr verdienten als Arbeiter, aber mehr Verantwortung zu tragen hatten, weil sie im Gegensatz zu vielen anderen Berufsgruppen nicht mit Tauschwaren dienen konnten oder weil sie in ihrem Fachgebiet nie auf dem neuesten Wissensstand sein konnten. Neben der Informationspolitik und neben der fehlenden Offenheit konnte der allgemeine Mangel Frust auslösen - eine Wohnung, die zu klein war, keine Toilette hatte und in die es hineinregnete, oder die ständige Jagd nach irgendwelchen Dingen.

#### *Typ 5: Die Distanzierten*

Wie der Frustrierte hat auch dieser Typ das System abgelehnt. Den Distanzierten ist es aber besser gelungen, sich eine Nische zu schaffen, die es ihnen ermöglichte, trotz aller Fremdheit des politischen Umfelds in der DDR ein einigermaßen erfülltes Leben zu führen. Fast alle Distanzierten hatten Kontakt zur Kirche. Hier haben sie zum Teil ihr Geld verdient oder wenigstens einen Halt und eine Anlaufstelle gefunden und oft auch eine Aufgabe, in der Diakonie etwa, in einem Verlag oder bei der Betreuung von Ausreise-Antragstellern und Jugendlichen. Nischen konnten auch Künstlermilieus bieten, der Freundeskreis und die Familie, kleine Firmen, Gaststätten oder Läden, für die man selbst verantwortlich war und die den „ganzen Mann“ (oder die „ganze Frau“) forderten. Die Distanzierten waren durchschnittlich gebildet, formal jedenfalls. Vielleicht haben sie auf einen höheren Schulabschluss verzichtet, weil ihnen eine Karriere in der DDR nicht erstrebenswert schien, vielleicht hatten sie weniger Ehrgeiz und auch deshalb nicht solche Probleme wie die Frustrierten. Die Distanzierten waren in keiner Par-

---

4 Interview Nr. 19, S. 14.

tei und in Berufen tätig, die nichts mit so „sensiblen und prekären Bereichen“ wie der Bildung zu tun hatten. Als Friseurin und Schneiderin, als Montagearbeiter, als Kommissionshändler und als Wirt, als Sekretärin und Schlosser, als Schaufenstergestalterin und als Vertriebsleiterin in einem populärwissenschaftlichen Verlag konnte man ohne politische Bekenntnisse über die Runden kommen.

In dieser eigenen kleinen Welt mit Kirche und Westkontakt ließen die Distanzierten die Parolen der ostdeutschen Medien kalt. Die Distanzierten waren längst nicht so stark informationsorientiert wie der Frustrierte. Ihr Medienmenü glich eher dem der Zufriedenen. Der Unterschied: eine dezidierte (ablehnende) Einstellung zur DDR-Medienpolitik. Wer von den Distanzierten die Möglichkeit hatte, sah die „Tagesschau“ und glaubte den Westmedien, von Kanälen aber, über die man sich Zeitschriften oder Bücher aus der Bundesrepublik besorgen konnte, war in den Interviews kaum die Rede. Die meisten Distanzierten hatten nicht das SED-Bezirksorgan abonniert, sondern eine Zeitung der kleineren Blockparteien und dazu oft ein Wochen- oder Monatsblatt der Kirche. Auf die Nutzung von Unterhaltungssendungen im Fernsehen hat sich die Distanz zur DDR allerdings nicht ausgewirkt.

#### *Typ 6: Der Souveräne*

Der Souveräne ist ein sehr bewusster, sehr kritischer Mediennutzer, der vielleicht noch stärker informationsorientiert ist als der Frustrierte und der den DDR-Medien genauso wenig geglaubt hat wie die Distanzierten. Das hat ihn aber nicht daran gehindert, und das unterscheidet ihn von den anderen beiden Typen, die DDR-Medien intensiv zu nutzen – vor allem die, die ihm Informationen aus erster Hand lieferten, die Sicht der Macht. Eine starke Informationsorientierung, zu der das Vergleichen verschiedener Quellen gehört, ein fundiertes Urteil über journalistische Qualität sowie Wissen über Medienstrukturen, eine solche Informationsorientierung ist vor allem bei Personen zu finden, die entweder in gehobenen Positionen oder weitgehend selbstständig arbeiten. Der Souveräne hat das politische System in der DDR abgelehnt und konnte deshalb in der offiziellen Hierarchie nicht aufsteigen. Er wurde entweder von der Kirche bezahlt, war Künstler (wobei sich hier der Verzicht auf Kompromisse auf das Einkommen auswirkte) oder hat in einem der politikfernen Bereiche sein Auskommen gehabt und relativ frei über seine Arbeitsinhalte entscheiden können. Ein Thüringer, wissenschaftlicher Mitarbeiter in einem kleinen Museum, hat ausdrücklich von seiner „eigenen, kleinen Nische“ gesprochen.<sup>5</sup> Und der Pfarrer, der als Einziger im Dorf das „Neue Deutschland“ las, hat das benannt, was ihn von der großen Mehrheit der DDR-Bürger unterschieden hat: Arbeitsbedingungen wie ein Selbstständiger (vor allem freie Zeiteinteilung), Narrenfreiheit etwa beim Ansprechen politischer Probleme sowie intensive Beziehungen zu Freunden, Kollegen, Unterstützern in der Bundesrepublik.<sup>6</sup> Es ist zu vermuten, dass man sich diese „Narrenfreiheit“ ohne die schützende und helfende Hand der Kirche eher nehmen konnte, wenn man keine Familie zu ernähren und sich seine Karriere schon verdorben hatte.

Der Souveräne war in der DDR keine Massenerscheinung. Von den rund 100 Befragten wurden vier diesem Typ zugeordnet, vier Männer. Dabei ist zu bedenken, dass

<sup>5</sup> Museumsmitarbeiter, Jahrgang 1950, Stadt in Thüringen. Hochschule. Interview Nr. 50, S. 2.

<sup>6</sup> Pfarrer, Jahrgang 1938, Raum Görlitz. Hochschule. Interview Nr. 10.

das Auswahlverfahren geradezu darauf angelegt war, nicht nur den durchschnittlichen DDR-Bürger zu interviewen, sondern die Ausnahmen, die Besonderheiten in den Blick zu bekommen. Wenn der gerade zitierte Pfarrer erzählt, dass sein Westbesuch bei politischen Gesprächen immer gestaunt und gesagt habe, dass die Ostdeutschen viel besser über die Bundesrepublik Bescheid wüssten als sie selbst, dann ist das so pauschal sicher nicht zu verallgemeinern. Für den Souveränen war es ein Wert an sich, informiert zu sein. Dieser Typ zeichnet sich durch einen hohen Grad an Selbstreflektion, durch Skepsis gegenüber allen medial verbreiteten Informationen und durch eine differenzierte Meinung über die einzelnen Angebote aus, auch über die DDR-Medien. Die Informationsorientierung führt dazu, dass sich der Souveräne über Unterhaltungssendungen eher abwertend äußert, auch über die aus der Bundesrepublik. Der Pfarrer sagt im Rückblick, ihm sei es lieber, den „Schwarzen Kanal“ gesehen zu haben als „manche blöde Sendung“.

#### 4. Diskussion

Die Ergebnisse der biografischen Interviews relativieren die These, dass die Medienerfahrungen in der DDR eine zentrale Ursache für die heutigen Ost-West-Unterschiede in Sachen Mediennutzung sind. Die Ostdeutschen haben nicht „die“ Medienerfahrung in die Einheit mitgenommen, sondern ganz unterschiedliche Erfahrungen, die wiederum von einer ganzen Reihe von Faktoren abhingen. Wer in der DDR abhängig beschäftigt war, in der Berufshierarchie eine der unteren Positionen einnahm und durch die vielen Anforderungen des Alltags ausgelastet war, hat die Medien vor allem als Mittel zur Ablenkung und Entspannung genutzt und sich in der Regel wenig Gedanken über die politischen Inhalte gemacht. Viele Frauen hatten nicht einmal für die Nachrichten sendungen des Westfernsehens Zeit und waren folglich erst recht nicht an Magazinen wie „Report“ oder „Kennzeichen D“ interessiert. Die Beschäftigung mit Politik hängt vor allem von den Bezügen zum eigenen Leben ab, von den Arbeitszusammenhängen und von den Rollenerwartungen, die sich daraus ergeben. Frauen blieben in der DDR meist die Familienarbeit, sie hatten weniger Freizeit als Männer, besetzten eher die unteren Stufen der Karriereleiter, hatten deshalb tendenziell weniger Möglichkeiten, über die Inhalte während der Arbeit und danach zu bestimmen, und folglich weniger Interesse an Informationen, die sich im Alltag nicht unmittelbar verwerten ließen.

Viele der einheimischen Medienangebote haben sehr wohl bestimmte Bedürfnisse der DDR-Bürger erfüllt. „Polizeiruf 110“ oder „Ein Kessel Buntes“ gehörten genauso zum Alltag wie die ostdeutschen Radioprogramme, die SED-Bezirkszeitung, die „Wochenpost“ und für nicht wenige auch die „Junge Welt“ oder das „Neue Deutschland“ – Dinge, die da sind, die einen hin und wieder ärgern, über die man sich ansonsten aber nicht sehr viele Gedanken macht. Die biografischen Interviews haben gezeigt, dass die Medien für viele Menschen, vor allem für die so genannten einfachen Leute, für diejenigen, die in der DDR zu den Typen „Die Zufriedene“ und „Die Distanzierten“ gehörten, dass Medien für diese Menschen viel zu unwichtig waren, um sich darüber aufzuregen. Der Systemwechsel hat auch diesen Teil des Alltags verändert – eine Veränderung, die in diesem Ausmaß niemand ohne Not von sich aus anstoßen würde. Der Mensch braucht in seinem Tagesablauf Fixpunkte zur Orientierung, Gewohnheiten und Routinen. Die Stimme im Radio, die Sportmeldungen zu einer bestimmten Zeit, die Zeitung aus dem Kasten holen, die Kolumne der Lieblingsautorin. Es ist kein Zufall, dass die regionalen Tageszeitungen im Osten nach wie vor sehr viele Leser erreichen, nicht mehr so viele



wie einst, aber nicht weniger als im Westen Deutschlands. In dem Bereich, in dem es formal die wenigsten Umstellungen gab, ist der Ost-West-Unterschied am geringsten, und das, obwohl die wirtschaftliche Lage im Osten die Familien viel eher zwingt, über den Sinn eines Zeitungsabonnements nachzudenken.

Für die allermeisten DDR-Bürger waren die Westmedien kein vollwertiger Ersatz. Die Ratgebersendungen ließen sich für das Leben im Osten nicht anwenden, und Nachrichten und Politik-Magazine konnten nur sehr bedingt bei der Orientierung im Alltag helfen. Fast alle Befragten gaben an, auch ARD und ZDF nicht geglaubt und „die Wahrheit in der Mitte“ gesucht zu haben: beide Seiten hören, mit Bekannten sprechen und sich dann selbst eine Meinung bilden. Viele DDR-Bürger haben außerdem nicht unbedingt „umgeschaltet“, um Informationen zu suchen. Man hat die Nachrichten und Magazine mitgenommen, in erster Linie aber ging es um Unterhaltung und Entspannung. Anders als oft angenommen worden ist, sind ARD und ZDF keineswegs mit einem Glaubwürdigkeitsbonus in die deutsche Einheit gestartet. In der DDR hat, darauf deuten zumindest die Rekonstruktionen aus der Erinnerung hin, nur eine Minderheit ohne Einschränkungen den Nachrichtensendungen aus der Bundesrepublik vertraut, vor allem der Frustrierte, der Souveräne und die Distanzierten. Selbst diese drei Mediennutzertypen, die die SED-Medienpolitik ablehnten und sich vor allem am Westen orientierten, haben auch hinter den Informationen von der anderen Seite bestimmte Interessen vermutet und folglich mit Vorsicht und Skepsis reagiert.

Für den Grad der Unzufriedenheit mit den DDR-Medien und die Stärke der Westorientierung waren neben dem Meinungsklima im privaten Umfeld, neben der Bindung an den anderen Teil Deutschlands und den persönlichen (auch intellektuellen) Voraussetzungen die Erfahrungen entscheidend, die man mit dem System gemacht hat. Diese Erfahrungen wiederum hingen stark vom Geburtsjahrgang ab. Wer vor dem Mauerbau schon erwachsen war und im Osten blieb, hat die Chance, in den Westen zu gehen, ausgeschlagen oder, anders formuliert, sich bewusst für die DDR entschieden. Zwischen 1949 und 1961 verließen rund drei Millionen Menschen die DDR. Die meisten Flüchtlinge waren junge Leute im arbeitsfähigen Alter, Männer unter 25 Jahren vor allem, mit einer Berufsausbildung in der Tasche. Qualifizierte Kräfte fehlten an allen Ecken und Enden, zumal die Entnazifizierung das Gros der Richter und Staatsanwälte sowie des Verwaltungs- und Lehrpersonals betroffen hatte. Die DDR wurde so zu einer „Aufsteiger-gesellschaft“. Hunderttausende Menschen aus der Aufbaugeneration, vor allem junge Facharbeiter, die schon durch die Hitlerjugend gegangen waren und nun durch den Eintritt in die FDJ auf die Seite des Siegers kamen, qualifizierten sich in einem „kollektiven Bildungsroman“ für die entleerten Führungsetagen. Der Historiker Lutz Niethammer hat darauf hingewiesen, dass die Geschichte dieser Menschen unauflöslich mit dem neuen Staat verbunden und ihre Erfahrung für die Jüngeren nicht wiederholbar gewesen sei (Niethammer, 1994: 104f.). Die neue Elite lag auf den nächsten Generationen wie eine „Bleipatte“ (Vester, 1995: 29). Ein Aufbegehren schien den Aufsteigern undenkbar, weil der gelebte Antifaschismus der alten Kommunisten an der Parteispitze das System legitimierte. Auch diejenigen, die nicht Lehrerinnen, Abteilungsleiter oder Sachbearbeiterinnen wurden und damit weit mehr, als ihre Eltern sich hatten vorstellen können, auch diejenigen, die nicht zu dieser neuen Elite gehörten, mussten das Bleiben vor sich selbst begründen und sich in der DDR einrichten, sich mit dem System arrangieren. Dazu kommt, dass nicht irgendwer gegangen war, sondern die Jungen, die Aktiven, die Mobilien. Dies schwächte langfristig das Potenzial für alternative Kulturen und für politische Opposition, erst recht nach dem 17. Juni 1953. Vielleicht erklärt dies zum Teil den mühsamen Lernprozess in Sachen Westmedien, den in den älteren Generationen

viele der Parteimitglieder und der Privilegierten durchlaufen mussten, ein Lernprozess, der auch 1989 längst nicht bei Jedem zu Ende war.

Diejenigen, die 1961 noch Kinder waren, hatten bis Ende der 80er Jahre eine sehr viel kleinere Chance zu fliehen als die Aufbaugeneration. Die Generation der „Hineingeborenen“ ist „mit dem Klassenfeind aufgewachsen“ (so eine Leipzigerin, Jahrgang 1951, Parteimitglied<sup>7</sup>) und hat in den biografischen Interviews ein sehr positives DDR-Bild gezeichnet, vielleicht auch, weil diese Menschen nach der Wende die größten Schwierigkeiten hatten. Eine Jugend in den späten 70ern und erst recht in den 80er Jahren kannte im Gegensatz zu den älteren Generationen die Tabus in Sachen Westfernsehen nicht mehr. Selbst Kinder von Funktionären ignorierten die Schranken, die ihre Eltern nicht zu passieren wagten.

Genauso wichtig wie die Zeitumstände ist das Umfeld, in das man hineingeboren wird und in dem man lebt. Tendenziell lässt sich sagen: Je weniger Erfahrungen jemand mit den wirtschaftlichen Gegebenheiten im Land machen konnte, desto positiver war seine Einstellung zur DDR und damit auch zur Medienpolitik der SED. Dieser Zusammenhang gilt umso stärker, je weniger andere Informationsquellen zur Verfügung standen: ein Partner, der in der Produktion arbeitete, die Westmedien natürlich und Westverwandte, die Kirche. Neben Offizieren und anderen Mitarbeitern der Armee, der Polizei und des Geheimdienstes hatten vor allem bestimmte Verwaltungsbereiche sowie Lehrer und Erzieher wenig oder gar keinen Kontakt zu den Betrieben. Bei den letzten beiden Berufsgruppen dürften außerdem die Faktoren Herkunft, Erziehung und sozialer Status das Bild der DDR beeinflussen. Wer damals in einer Schule arbeiten wollte, wird kein Systemfeind gewesen sein. Vor allem für Frauen war der Beruf auch finanziell attraktiv (wenigstens im Vergleich mit anderen typischen Frauenberufen), und Lehrer hatten in der gesellschaftlichen Hierarchie eine herausgehobene Position, weil der Staat den Eltern einen wesentlich größeren Teil der Erziehungsaufgaben abnehmen wollte als heutzutage. Unter Wert eingeordnet sahen sich dagegen viele der Angestellten, die man vielleicht unter dem Oberbegriff „technische Intelligenz“ zusammenfassen kann.

Diese Ergebnisse sprechen auch dafür, die Ursachen für die Unterhaltungsorientierung der Ostdeutschen und ihre stärkere Hinwendung zu regionalen Medien nicht so sehr in der Vergangenheit zu suchen. Wichtiger erscheinen materielle Faktoren und die Erfahrungen, die die Menschen mit der Bundesrepublik gemacht haben (wozu auch Medienerfahrungen gehören). Außerdem kann man auf die Sozialstruktur verweisen. Die staatliche Teilung war auch eine soziale Teilung. Schon wegen ihrer Herkunft gehören die Ostdeutschen eher zum Typ des unterhaltungsorientierten Mediennutzers. Diese Tendenz ist vermutlich durch die Begleitumstände des Systemwechsels noch verstärkt worden. Die Mehrheit der Ostdeutschen hat einen Statusverlust erlitten. Mit dem Verlust von Positionen und sozialen Funktionen sind die Chancen auf ein sinnerfülltes Leben geschwunden, besonders für diejenigen, die sich um die Früchte ihres Tuns gebracht sahen. Jeder Wandel von Machtverhältnissen verunsichert die Betroffenen und beeinflusst das Selbstwertgefühl (Elias, 1989: 61f.). Viele Ostbürger, vielleicht die meisten, sehen sich als Deutsche zweiter Klasse bewertet. Verwundert da die Anziehungskraft der Fernseh-Unterhaltung, verwundert da die Beliebtheit der Heimatsender?

---

7 Kaderleiterin, Jahrgang 1951, Leipzig. Fachschule. Interview Nr. 40, S. 19.

## 5. Literatur

- Braumann, Christa (1994): Fernsehforschung zwischen Parteilichkeit und Objektivität. Zur Zuschauerforschung in der ehemaligen DDR. In: Rundfunk und Fernsehen, 42, 524–541.
- Darschin, Wolfgang/Zubayr, Camille (2000): Warum sehen die Ostdeutschen anders fern als die Westdeutschen? Demoskopische Erklärungsversuche aus den Ergebnissen des ARD/ZDF-Trends und der GfK-Fernsehforschung. In: Media Perspektiven, 249–257.
- Elias, Norbert (1989): Studien über die Deutschen. Hg. von Michael Schröder. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Festinger, Leon (1957): A Theory of Cognitive Dissonance. Evanston: Row Perterson & Co.
- Frey-Vor, Gerlinde/Gerhard, Heinz/Mende, Annette (2002): Daten der Mediennutzung in Ost- und Westdeutschland. Ergebnisse von 1992 bis 2001 im Vergleich. In: Media Perspektiven, 54–69.
- Frey-Vor, Gerlinde/Gerhard, Heinz/Mohr, Inge (2002): Mehr Unterschiede als Annäherung? Informationsnutzung in Ost- und Westdeutschland: Erwartungen und Einstellungen. In: Media Perspektiven, 70–76.
- Früh, Werner/Hasebrink, Uwe/Krotz, Friedrich/Kuhlmann, Christoph/Stiehler, Hans-Jörg (1999): Ostdeutschland im Fernsehen. München: KoPäd.
- Früh, Werner/Stiehler, Hans-Jörg (2002): Fernsehen in Ostdeutschland. Eine Untersuchung zum Zusammenhang zwischen Programmangebot und Rezeption. Berlin: Vistas.
- Fuchs, Werner (1984): Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Glaser, Barney/Strauss, Anselm (1967): The discovery of grounded theory. Chicago: Aldine.
- Hackl, Christiane (2001): Fernsehen im Lebenslauf. Eine medienbiographische Studie. Konstanz: UVK.
- Hesse, Kurt R. (1988): Westmedien in der DDR. Nutzung, Image und Auswirkungen bundesrepublikanischen Hörfunks und Fernsehens. Köln: Verlag Wissenschaft und Politik.
- Hesse, Kurt R. (1990): Fernsehen und Revolution. Zum Einfluß der Westmedien auf die politische Wende in der DDR. In: Rundfunk und Fernsehen, 38, 328–342.
- Hirzinger, Maria (1991): Biographische Medienforschung. Wien: Böhlau.
- IP Deutschland (2000): Deutschland – einig Fernsehland? Köln.
- König, Eckard/Zedler, Peter (1995): Bilanz qualitativer Forschung. Band I: Grundlagen qualitativer Forschung. Band II: Methoden. Weinheim: Deutscher Studien Verlag.
- Lamnek, Siegfried (1988): Qualitative Sozialforschung. Band 2. München, Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Legewie, Heiner (1994): Globalauswertung von Dokumenten. In: Andreas Boehm, Andreas Mengel, Thomas Muhr (Hg.): Texte verstehen. Konzepte, Methoden, Werkzeuge. Konstanz: UVK, 177–182.
- Maron, Monika (2002): Lebensentwürfe, Zeitenbrüche. Vom Nutzen und Nachteil dunkler Brillen: Wer es sich zu einfach macht beim Rückblick auf seine Geschichte, beraubt sich seiner Biografie. In: Süddeutsche Zeitung vom 13. September, S. 18.
- Mayring, Philipp (1995): Einführung in die qualitative Sozialforschung. Eine Anleitung zu qualitativem Denken. München, Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Meyen, Michael (2001): Hauptsache Unterhaltung. Mediennutzung und Medienbewertung in Deutschland in den 50er Jahren. Münster: Lit.
- Meyen, Michael (2002): Kollektive Ausreise? Zur Reichweite ost- und westdeutscher Fernsehprogramme in der DDR. In: Publizistik, 47, 200–220.
- Mühlberg, Lieselotte (1994): Hörerforschung des DDR-Rundfunks. In: Riedel (1994), 173–181.
- Niemann, Heinz (1995): Hinterm Zaun. Politische Kultur und Meinungsforschung in der DDR – die geheimen Berichte an das Politbüro der SED. Berlin: Vistas.
- Niethammer, Lutz (1994): Erfahrungen und Strukturen: Prolegomena zu einer Geschichte der Gesellschaft der DDR. In: Hartmut Kaelble, Jürgen Kocka, Hartmut Zwahr: Sozialgeschichte der DDR. Stuttgart: Klett-Cotta, 95–115.

- Prommer, Elizabeth (1999): Kinobesuch im Lebenslauf. Eine historische und medienbiographische Studie. Konstanz: UVK.
- Riedel, Heide (1994): Mit uns zieht die neue Zeit... 40 Jahre DDR-Medien. Berlin: Vistas.
- Schnell, Rainer/Hill, Paul B./Esser, Elke (1999): Methoden der empirischen Sozialforschung. München, Wien: R. Oldenbourg.
- Spielhagen, Edith (1995): Ergebnisse der Oststudie der ARD/ZDF-Medienkommission. In: Media Perspektiven, 362–392.
- Stiehler, Hans-Jörg (1990): Medienwelt im Umbruch. Ansätze und Ergebnisse empirischer Medienforschung in der DDR. In: Media Perspektiven, 91–103.
- Stiehler, Hans-Jörg (2001): Leben ohne Westfernsehen. Studien zur Medienwirkung und Mediennutzung in der Region Dresden in den 80er Jahren. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag.
- Stolte, Dieter/Rosenbauer, Hansjürgen (1995): Die doppelte Öffentlichkeit. Zur Ost-Studie der ARD/ZDF-Medienkommission. In: Media Perspektiven, 358–361.
- Vester, Michael (1995): Milieuwandel und regionaler Strukturwandel in Ostdeutschland. In: Vester, Michael/Hofmann, Michael/Zierke, Irene (Hg.): Soziale Milieus in Ostdeutschland. Gesellschaftliche Strukturen zwischen Zerfall und Neubildung. Köln: Bund-Verlag, 7–50.
- Vorderer, Peter (1996): Rezeptionsmotivation: Warum nutzen Rezipienten mediale Unterhaltungsangebote? In: Publizistik, 41, 310–326.
- Wiedemann, Dieter/Stiehler, Hans-Jörg (1990): Kino und Publikum in der DDR – der kurze Weg in eine neue Identität? In: Media Perspektiven, 417–429.
- Wünsch, Carsten (2002): Unterhaltungstheorien. Ein systematischer Überblick. In: Werner Früh: Unterhaltung durch Fernsehen. Eine molare Theorie. Konstanz: UVK, 15–48.